

Vortragsabend der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen im Niedersächsischen Landtag in Hannover  
25. November 2014

Daniel Göske

## Fontane und der englische Parlamentarismus

*Der Stechlin*, Theodor Fontanes meisterliches Alterswerk (1898), ist ein zauberhafter Roman, den man gelesen haben sollte, bevor man in die Grube fährt. Eine aufregende Handlung hat er nicht, wie der fast achtzigjährige Fontane seinem Verleger lakonisch mitteilte: „Zum Schluß stirbt ein Alter und zwei Junge heiraten sich; – das ist so ziemlich alles, was auf 500 Seiten geschieht.“<sup>1</sup> Keine große Handlung also, aber etwas auch in unserem Zusammenhang viel Besseres: Gespräche. Im *Stechlin* und den früheren Romanen zeigt sich der alte Fontane als Meister des fingierten Gesprächs, der imaginierten Konversation. Wie kein anderer deutscher Autor erweist er sich als ein Erzähler, der den Unterschied zwischen „parlieren“ und „palavern“ – zwischen regelkonformer Konversation also und bloßem Geschwätz – sehr genau kannte und beides effektiv in Szene zu setzen wusste. Das ist nicht nur vergnüglich. Es ist auch lehrreich für alle, die Debatten und notfalls auch Streitgespräche führen müssen: in Kirchenvorstand, Verein, Institut, Akademie oder eben im Parlament. Zudem hatte der Journalist und spätere Erzähler Fontane ein durchaus komplexes Verhältnis zur Politik und zum parlamentarischen Leben.<sup>2</sup> Eine späte Spur findet sich im 19. Kapitel seines Meisterwerks, wo er eine Wahl zum preußischen Landtag schildert. Der alte Dubslav von Stechlin hat sich widerwillig noch einmal aufstellen lassen, obwohl er ahnt, dass er gegen die neuen politischen Kräfte keine Chance hat. Den eigentlichen Wahlakt inszeniert der alte Romancier als kuriose Farce:

Hinter der Urne präsierte der alte Herr von Zühlen, ein guter Siebziger, der die grotesksten Feudalansichten mit ebenso grotesker Bonhomie zu verbinden wußte, was ihm, auch bei seinen politischen Gegnern, eine große Beliebtheit sicherte. [...] Dubslav wollte die Sache gern hinter sich haben. Er trat deshalb [...] vom Vorplatz her in das Wahllokal ein, um da so rasch wie möglich seinen Zettel in die Urne zu tun. Es traf ihn bei dieser Prozedur der Blick des alten Zühlen, der ihm in einer Mischung von Feierlichkeit und Ulk sagen zu wol-

---

1 Theodor Fontane, *Der Stechlin*, hrsg. Klaus-Peter Müller. Große Brandenburger Ausgabe (GBA). *Das erzählerische Werk*, Bd. 17 (Berlin: Aufbau, 2011) 495, hernach im Text zitiert.

2 Immer noch grundlegend: Charlotte Jolles, *Fontane und die Politik: ein Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes* (Berlin: Aufbau, 1983).

len schien. „Ja, Stechlin, das hilft nu mal nicht; man muß die Komödie mit durchmachen“ (216f.).

Wenig später steht das Resultat fest. Die Sozialdemokraten haben gewonnen. Aber Dubslav, so Fontane, „nahm es ganz von der heiteren Seite, seine Parteigenossen noch mehr, von denen eigentlich ein jeder dachte: ‚Siegen ist gut, aber Zu-Tische-Gehen ist noch besser.‘“ Und so gipfelt die „langweilige Prozedur“ der Landtagswahl für die Unterlegenen in einem pläsiertlichen Tischgespräch bei „Forellen und einem guten Chablis“ (224). Eine in der heutigen Mediendemokratie unvorstellbare Szene. Fontanes Darstellung einer Landtagswahl als kuriose Komödie ist nicht politisch korrekt, aber gute Literatur. Zudem zeigt der alte Autor durchaus vorsichtige Sympathien für das Neue. Er tut dies wie viele gewitzte Erzähler indirekt, nämlich wenn er im 20. Kapitel des *Stechlin* dem intriganten Mühlenbesitzer Gundermann eine Tischrede in den Mund legt, die ihn als ewig gestrigen Schwadronneur vorführt. Die Form, die Fontane wählt, ist die des Redeprotokolls, mit rhetorischen Fragen und Zwischenrufen – eine Textsorte also, die er schon als junger Journalist aus der Presse kannte, vor allem aus den Parlamentsprotokollen der Londoner *Times*.

Der alte Dichter, der sich gern auf den loyalen Anhänger Altpreußens ausspielte, ist freilich kein Vorzeigedemokrat – ganz anders als z. B. der nur zehn Jahre jüngere Republikaner Carl Schurz, der es in den USA nach dem Bürgerkrieg bis zum Senator und Innenminister brachte und mehrere Parlamente aus eigener Anschauung kannte. Eine derartige Erfahrung mit dem parlamentarischen Leben hat Fontane nicht zu bieten. Warum ist er in unserem Zusammenhang dennoch interessant? Deshalb: weil er, gründlich ernüchtert von der gescheiterten Revolution von 1848, zum gewieften Journalisten wurde, als Auslandskorrespondent über fünf Jahre in London lebte und durch seine jahrzehntelange Arbeit für die Presse zum weltgewandten *Causeur* oder Plauderer wurde – zum Meister des deutschen Gesellschaftsromans, dessen Kern das Gespräch bildet.

Welche Rolle spielten Fontanes Erfahrungen in England für seine politische Bildung und für sein schriftstellerisches Werk? Welche Bedeutung hatte für ihn die Mutter aller Parlamente – und ihre respektlose Adoptivtochter, der britische Politjournalismus? Diesen Fragen will ich anhand einiger Lesespuren aus dem weitgehend unbekanntem Frühwerk der 1840er und 1850er Jahre nachgehen. Ich tue dies als Anglist und ehrenamtlicher Mitarbeiter der Göttinger Theodor Fontane-Arbeitsstelle, in der die (durch öffentliche Mittel nur prekär geförderte) ausführlich kommentierte, historisch-kritische Ausgabe seines autobiographischen, reiseliterarischen und kritischen Werks entsteht.

### „Quintessenz einer ganzen Welt“: Fontanes London im Jahr 1844

In Fontanes Werdegang als Balladendichter, Journalist und Erzähler spielt Großbritannien (nicht nur „England“) eine wichtige Rolle, auch als noch fast unbekannter Sehnsuchtsort. Der junge Fontane hatte seine Anglophilie zunächst aus der Lektüre bezogen: Shakespeare, englische und schottische Balladen, Sir Walter Scott, Lord Byron. Zudem war er von den Idealen einer wehrhaften Demokratie erfüllt. Die beruhte schon damals auf freien Wahlen, parlamentarischer Willensbildung, Meinungs- und Pressefreiheit. In den deutschen Ländern gab es das nicht. „Seit Jahren“, so notierte der 25-jährige Fontane daher in seinem Tagebuch von 1844, „blickt' ich auf England wie die Juden in Ägypten auf Kanaan.“<sup>3</sup> Und er führt den Vergleich weiter aus: „Soll ich von den Frondiensten des deutschen Volkes sprechen? Soll ich an die ägyptischen Fleischtöpfe mahnen, die freilich selbst im gottgesegneten Land Hannover zu finden sind? Soll ich an den Stumpfsinn, an das heimliche, feige Murren erinnern, das sich nie und nimmer bis zum Ruf nach Freiheit steigern sollte?“ (467).

Fontanes privates Reisetagebuch, ungedruckt bis 1963, ist eine wichtige Quelle. Es war der literarische Niederschlag einer zweiwöchigen *package tour* von Berlin nach London. Nie hat sich Fontane enthusiastischer über „England“ oder besser über London geäußert. Schon auf der Dampferfahrt die Themse hinauf überwältigt ihn diese Metropole der Moderne, die er als „Modell oder Quintessenz einer ganzen Welt“ bezeichnet (472). Kein Wunder: Die Hauptstadt des vereinigten Königreichs, das Zentrum des rasant expandierenden britischen Weltreichs, war um 1845 mit über 2 Millionen Bürgern mehr als doppelt so groß wie Paris und fünfmal größer als Berlin. Hannover hatte damals 25.000 Einwohner. Der junge Fontane war aber nicht nur überwältigt von der schieren Größe und Vitalität Londons. Wie viele freiheitlich gesinnte Deutsche war der junge Preuße auch begeistert vom parlamentarischen System Großbritanniens. Anstelle von Zensur gab es dort Pressefreiheit, und statt vieler provinzieller Landtage mit konstitutionell beschränkter Machtbefugnis bestimmte *ein* nationales Parlament mit parteipolitisch noch ziemlich unabhängigen Abgeordneten die Geschicke der Nation.<sup>4</sup> Gerade weil es auf der Insel keine schriftlich fixierte Verfassung gab, die

<sup>3</sup> Theodor Fontane, „Erste englische Reise“, in *Aus England und Schottland*, hrsg. Charlotte Jolles. *Sämtliche Werke*, Bd. 17 (München: Nymphenburger Verlagsbuchhandlung, 1963) 466, her-nach im Text zitiert.

<sup>4</sup> Vgl. Kurt Kluxen, „Britischer und Deutscher Parlamentarismus im Zeitalter der industriellen Massengesellschaft: ein verfassungsgeschichtlicher Vergleich.“ In *Deutscher und Britischer Parlamentarismus / British and German Parliamentarism*, hrsg. Adolf Birke und Kurt Kluxen (München: Saur, 1985) 21–43. Die Jahre zwischen den Reform Acts von 1832 und 1867 gelten als „golden

ein Landesherr hätte abwandeln oder aufheben können, bildete das Parlament als gesetzgebende Versammlung das „Herz des politischen Systems“, wie Jürgen Osterhammel in seiner großartigen, weil vergleichenden Weltgeschichte des 19. Jahrhunderts sagt.<sup>5</sup> Fontanes Tagebuch von 1844 formuliert es so:

Die englische Presse ist *frei*, und der Unterschied zwischen einem Parlaments- und einem Landtagsmitglied [z. B. im preußischen Landtag] ist so groß wie zwischen einem Vierundzwanzigpfünder und einem Flitzbogen. Beide – die Presse und der Sprecher im Hause der Gemeinen [gemeint: der Parlamentarier im *House of Commons*] – decken rücksichtslos die Gebrechen des Staatskörpers, die Not der einzelnen, auf; – wo aber ist in unsren Landen eine freie Meinungsäußerung gestattet? (468f.).

Schon hier ist er deutlich zu sehen, der vergleichende Blick über den Kanal. Fontanes Orientierung am britischen Modell prägt auch seine späteren journalistischen Arbeiten und Reisebücher, obwohl sein politisches Urteil nach 1848 im Druck, aber auch in vielen Briefen nicht mehr so eindeutig ausfällt. Um 1844 aber ist das britische Gesellschaftsmodell für den jungen Preußen absolut vorbildlich. Selbst dem königlichen Staatsoberhaupt käme im gelobten Land der Freiheit eine nur symbolische Funktion zu. Hier würden ganz andere Kräfte wirksam:

Ich [...] lobe mir das Land, wo der König eine Puppe [...] ist, ich lobe mir das Land der freien, offenen Opposition, die den schwachen Gegner stürzt, denn die Schwäche darf nicht „König“ sein. Ich lobe mir das Land der Preßfreiheit, der Meetings und der Klubs, das Land voll politischer Bildung (bis auf den *Omnibuskutscher*) und Intelligenz, das Land, wo Gefühl für alles Große, wo Kraft und Gesinnung nicht nur dem Namen nach, nein in der Tat zu finden sind, ich lob' es und rufe mit einem Blick auf Deutschland aus: „Gott besser's!“ (469)

Dies enthusiastische Urteil über Großbritannien und seine politische Kultur ist nicht untypisch für junge Freisinnige aus den repressiven und rückständigen Staaten des deutschen Sprachraums. Während seiner kurzen *sightseeing tour* nahm Fontane freilich das Herz des politischen Systems der Insel nicht in Augenschein. Das mag auch daran liegen, dass nach dem verheerenden Brand des alten

---

age“ des Unterhauses: Abgeordnete genossen eine relativ große Freiheit, die Parteien, noch kein Massenphänomen, waren nicht straff organisiert, Gesetzesvorhaben und Regierungen konnten nach einer einzigen guten Rede abgelehnt werden. Die Korruption und v.a. das die ärmere Bevölkerung ausschließende Wahlrecht aber machten weitere Reformen nötig. Vgl. Philip Norton, *Parliament in British Politics* (New York: Palgrave, 2005) 20.

<sup>5</sup> Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt: Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts* (München: Beck, 2009). „In England ging die Parlamentarisierung der Demokratisierung voraus, in Deutschland war es umgekehrt, auch wenn sich für die Wahlen zum preußischen Landtag bis 1918 neben dem Reichtagswahlrecht ein extrem ungleiches ‚Drei-Klassen-Wahlrecht‘ hielt“ (858).

Westminster Palace von 1834 das Parlament in einem Interimssaal tagte. Und so besichtigte Fontane im Frühjahr 1844 lieber historisch-romantische Orte wie Westminster Abbey oder moderne Sehenswürdigkeiten wie die Wein- und Sherrykeller in den East India Docks. Diesen im Wortsinn begeisternden Besuch – denn es kam dabei zu allerlei Verkostungen von altem Port und Sherry – hat er noch 40 Jahre später, in seinen Memoiren *Von zwanzig bis dreissig* (1898), genüsslich geschildert. Hier berichtet der alte Erzähler auch von seinem einzigen Eintritt ins parlamentarische Leben, genauer: von seinem ersten und letzten „Auftreten als Politiker“.<sup>6</sup>

### „Revolutionswetter“: ein Rückblick auf 1848

Im „Nachspiel“ (408) zur Märzrevolution von 1848 nahm Fontane nämlich an den Wahlmännerversammlungen für die Kandidaten zum Frankfurter Parlament teil, die im Konzertsaal des Königlichen Schauspielhauses stattfanden. In der Rückschau des alten Romanciers, ein halbes Jahrhundert später, heißt es dazu:

[i]ch zähle die Stunden, in denen diese Beratungen stattfanden, zu meinen allerglücklichsten. Es war alles voll Leben und Interesse, wenn auch, aufs eigentlich Politische hin angesehen, jeder moderne Parlamentarier sich schauernd davon abwenden würde. Gerade von den besten Männern wurden Dinge gesprochen, die kaum in irgend welcher Beziehung zu dem dort zu Verhandelnden standen, aber so sonderbar und oft das Komische streifend, diese spontan abgegebenen und sehr „in die Fichten“ gehenden Schüsse wirkten, so war doch in diesen dilettantischen Expektorationen immer „was drin“. [...] Wie lange diese Sitzungen dauerten, weiß ich nicht mehr; ich weiß nur, daß alles was ich erlebte, mich tagtäglich beglückte: der schöne Saal, das herrliche Wetter – wie's ein Hohenzollernwetter giebt, so giebt es auch ein Revolutionswetter – der Verkehr, das Geplauder (408f.).

Geselliger Verkehr, denkwürdiges und deshalb nachhaltiges Geplauder: Da haben Sie ihn, den *alten* Fontane. Kenner haben freilich herausgefunden, dass seine humorigen Schilderungen oft irreführend sind. In seinen Memoiren mokiert er sich über seinen jugendlichen Idealismus und seine kurze Rolle als Berliner Barrikadenkämpfer, mit einem alten Karabiner aus der Requisitenkammer eines Theaters. Der junge Fontane war jedoch politisch höchst interessiert und engagiert, ja „seine Anschauungen wurden immer radikaler, als er das bereits Erreichte gefähr-

<sup>6</sup> Theodor Fontane, *Von Zwanzig bis Dreißig: Autobiographisches*. Hrsg. von der Theodor Fontane-Arbeitsstelle Universität Göttingen. GBA *Das autobiographische Werk*, Bd. 3 (Berlin: Aufbau, 2014) 403–407, hernach im Text zitiert.

det sah.“<sup>7</sup> Doch wie der junge Mann das traumatische Erlebnis der gescheiterten Revolution wirklich verarbeitete, ist bis heute nicht ganz klar. Immerhin wissen wir dies: Er wanderte nicht aus, obwohl er kurz mit dem Gedanken spielte. Und er schrieb weiter, Balladen und Romanzen zunächst.

### Ein Sommer in London (1852)

Da er davon aber nicht leben konnte und nicht als kleiner Apotheker enden wollte, verschrieb er sich im April 1850, nicht ohne Selbstkel, dem politischen Journalismus – genauer: der Berliner „Centralstelle für Preßangelegenheiten“, die dem reaktionären preußischen Innenministerium des Freiherrn von Manteuffel unterstand. Sie war zwar keine Zensurbehörde mehr, sollte aber durch geeignete Beiträge die lokale Presse in Preußen beeinflussen und die Englandbegeisterung des Publikums dämpfen. Dies geschah auch durch – wie es eine interne Denkschrift formulierte – „Polemik gegen demokratischen Unsinn“, auf dass die Leser der lokalen Blätter „aufgeweckt, gefesselt, belehrt und patriotisch gebildet“ würden.<sup>8</sup> Im Auftrag seiner Behörde ging Fontane im April 1852 für fünf Monate nach London. Er sollte politische Korrespondenzen und kulturpolitische Artikel über Großbritannien verfassen, vor allem für die halbamtliche *Preußische Adler-Zeitung*. Es spricht für ihn, dass er sogleich ankündigte, vorerst nur Feuilletons zu liefern. Denn für seriöse politische Beiträge müsse er sich erst die nötigen Verbindungen zu Zeitungen und einflussreichen Informanten verschaffen.

Diese Kontakte konnte er jedoch nicht knüpfen. Fontane war arm, er war einsam, unbekannt und vor allem nicht hinreichend versiert im Englischen – für einen überzeugten Dichter und eingefleischten *Causeur* eine fatale Situation. Auch deshalb klingen seine Londoner Korrespondenzberichte von 1852 ganz anders als seine enthusiastischen Schilderungen im Tagebuch von 1844. Jetzt bemängelt er immer wieder den (wie er es nannte) „Mammonismus“ oder Erwerbtrieb und den oberflächlichen Konformismus der britischen Gesellschaft – jene Seiten des modernen Großstadtlebens also, die er, dreißig Jahre später, in der Gründerzeit Berlins auch in seiner Heimat kritisieren sollte.

Die meisten seiner „Londoner Briefe“ erschienen im Sommer 1852 in der reaktionären *Preußischen Adler-Zeitung*. Irgendwann nach seiner Rückkehr im Sep-

---

7 Helmuth Nürnberger, *Fontanes Welt: Eine Biographie des Schriftstellers* (o.O.: Pantheon, 2007) 215.

8 Zitiert in Nürnberger, *Fontanes Welt*, 237. Zu den journalistischen Netzwerken seiner Zeit vgl. Roland Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben: Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine* (Berlin: de Gruyter, 2000).

tember fügte Fontane noch einige Skizzen und Essays hinzu. Diese Texte beleuchten, kritisch und nicht frei von stereotypischen Positionen, die Parallelen und Gegensätze zwischen der Kultur „Englands“ (oder besser: Großbritanniens) und Deutschlands (v. a. Preußens). Und so entstand sein erster Prosaband, den ich mit einer klugen Kollegin im Rahmen der Großen Brandenburger Ausgabe ediere. Der 280 Seiten starke Band trug den betont beiläufigen Titel *Ein Sommer in London*, erschien 1854 in Dessau und ist wohl das preußischste aller Bücher über London. Es spiegelt Fontanes heikle Lage als Lohnschreiber der reaktionären Presse ebenso wie seine prekäre persönliche Situation. Die Grenze zwischen authentischer Meinung und pflichtgemäßer Positionierung ist im Einzelfall sehr schwer zu ziehen. Denn sowohl in seinen für den Druck bestimmten Äußerungen zum Mutterland des Parlamentarismus wie in den privaten Tagebüchern und Briefen stößt man allerorten auf Ambivalenzen und Zweideutigkeiten. Dies aber kann man summarisch sagen: Fontanes Beobachtungen distanzieren sich von der Englandbegeisterung vieler deutscher Liberaler, und sie revidieren seine frühe, romantisch geprägte Anglophilie.

*Ein Sommer in London* ist trotz einer gegenteiligen Äußerung des Autors in einem Brief an Theodor Storm kein „guide“ oder Reiseführer. Viele der üblichen Sehenswürdigkeiten handelt Fontane eher knapp und pflichtgemäß ab: den leeren Glaspalast der großen Weltausstellung von 1851, die Gemäldegalerien und Museen, St. Paul's und Westminster Abbey, die Parks, den Tower. Ihn interessierte mehr das Atmosphärische: der Verkehr per *cab*, Omnibus oder *steamer*, das Alltagsleben in den Straßen, Wohnhäusern und Pubs. Ursprünglich hatten jedoch die *Houses of Parliament* ganz oben auf seinem Besichtigungsprogramm gestanden. Das zeigt ein Blick in sein Tagebuch vom April 1852. Gleich für den ersten Tag seines Aufenthalts notiert er: „Themsefahrt von London- bis Westminster-Bridge. Die Parlamentshäuser; kein Zutritt.“<sup>9</sup> Offenbar musste man sich als Besucher des Unterhauses schon damals vorher anmelden. Soweit ich sehe, hat es Fontane nicht wieder versucht. In den insgesamt über fünf Jahren, die er im Sommer 1852 und dann noch einmal vom September 1855 bis Januar 1859 in London verbrachte, scheint er das *House of Commons* nicht in Aktion gesehen zu haben. Jedenfalls hat er darüber nicht geschrieben. Warum wohl? Wahrscheinlich waren Parlamente im Regelbetrieb schon damals nicht „sexy“ genug, um einen modernen Berolinismus zu benutzen. Und überdies konnte ein politisch wacher Zeitgenosse schon um 1850 die wichtigen Debatten in den ausführlichen Berichten talentierter Parlamentsreporter (auch Charles Dickens hatte so das Schreiben gelernt) in der Tagespresse verfolgen. Das hat auch Fontane ausgiebig getan. In sei-

---

<sup>9</sup> Theodor Fontane, *Tagebücher 1852, 1855–1859*. Hrsg. Charlotte Jolles (Berlin: Aufbau, 1994) 10.

nem Londonbuch verweist er immer wieder auf die *Times*, und mindestens zwei Kapitel hat er sogar direkt aus dieser damals beispiellos einflussreichen Zeitung übersetzt.

Zurück zu den neugotischen *Houses of Parliament*. Das Hauptgebäude war 1852 gerade fertig geworden; der weltberühmte Turm mit Uhr und Glocke wurde erst 1858 vollendet. So ein prestigeträchtiges und politisch bedeutsames Großbauprojekt durfte in einem Buch über die britische Hauptstadt natürlich nicht fehlen. Und so erwähnt Fontane die neuen „Parlamentshäuser“ im 6. Kapitel über Londons „Straßen, Häuser, Brücken und Paläste“.<sup>10</sup> Seine Beschreibung der Architektur des Parlamentsgebäudes liest sich wie eine implizite Kritik am politischen System der Insel:

Es ist ein Mißverhältniß da zwischen der Höhe des Gebäudes und der Höhe des großen Südwest-Thurms; endlose Ornamente, die überall sich vordrängen, nehmen ihm den Charakter schöner Einfachheit und lassen das Ganze trotz seiner riesigen Dimensionen kleinlich und fast unwürdig erscheinen. [...] Die Verbindungsgänge innerhalb des Gebäudes entbehren aller Übersichtlichkeit und machen mehr den Eindruck von Irrgängen eines Labyrinths, als von Verbindungsgängen eines Palastes (41).

Fontanes Geschmack, das zeigen auch seine Urteile über andere öffentliche Gebäude, ging eher ins klassisch Monumentale. In London haben ihn die großen Themsebrücken als steingewordener Beweis britischer Ingenieurskunst am meisten beeindruckt. Wir wissen nicht, ob er der aus kontinentaleuropäischer Sicht eigentümlichen, eine lebendige Debatte freilich begünstigenden Innenarchitektur des Sitzungssaals etwas abgewonnen hätte. Im britischen Unterhaus sitzen sich die Abgeordneten der Regierungs- und der Oppositionsparteien, ja sogar die Minister und das gegnerische Schattenkabinett direkt und sozusagen auf Spuckweite gegenüber. Die Enge des Raums, das meist frei gesprochene Wort, das „yea“ und „hear, hear“ der jeweiligen Unterstützer (es wird nicht geklatscht) und das klar geregelte Durch- und Miteinander der Abgeordneten ist, so finde ich, spannender als das sittsame, räumlich distanzierte Debattieren deutscher Parlamentarier, mit ihren meist abgelesenen Reden und der oft müden Beifallskulisse der jeweiligen Fraktion. Hätte Fontane das Schauspiel des parlamentarischen Streits im *House of Commons* erlebt, er hätte sicher eine farbige Schilderung gegeben.

---

<sup>10</sup> Theodor Fontane, *Ein Sommer in London* (Dessau: Katz, 1854), hernach im Text zitiert.

## Die Middlesex-Wahl: eine „Farce“

Immerhin hat er im Sommer 1852 durchaus ausführlich über die Parlamentswahlen geschrieben. Allerdings tat er dies *nach* der eigentlichen Wahl. Und ähnlich wie fast 50 Jahre später im *Stechlin* schildert er keine dramatischen Aktionen, skizziert keine politischen Programme. Er konzentriert sich auf die eher folkloristischen Begleitumstände der Wahl. Sein Bericht erschien am 1. September 1852 unter dem Titel „Die Middlesex-Wahl“ in der *Preußischen Adler-Zeitung* und bildete später das 16. Kapitel von *Ein Sommer in London*. Gleich zu Beginn schlägt Fontane einen ironischen Ton an:

Die Wahlen in London waren vorüber und meine Erwartungen – getäuscht. Ich hatte nicht eben auf Krawall und Zusammenrottung, oder gar ein Revolutiönchen nach der Mode gerechnet, aber doch auf eine allgemeine und sichtbare Bethheiligung der Bevölkerung, auf eine veränderte Physiognomie der Stadt und ihres Treibens. Nichts von dem allen traf ein. [...] Keine Theilnahme, kein gesteigertes Leben, kein Abweichen von dem ausgefahrenen Gleise täglichen Verkehrs [...] als wäre [den Menschen] der Sieg von Whig oder Tory so gleichgültig, wie der Sturz oder die Ernennung eines chinesischen Mandarinen (103f.).

Hier klingt die Ernüchterung über das 1844 so überschwänglich gelobte Land der Freiheit deutlich an. Vielleicht auch die Enttäuschung darüber, dass eine Parlamentswahl im Volk so wenig Begeisterung oder doch Anteilnahme erzeugt. Man ahnt etwas von der Zwickmühle, in der sich Fontane als Korrespondent der reaktionären preußischen Presse befand – und von seinen eigenen ambivalenten Gefühlen. Er inszeniert die Wahl als ulkiges Spektakel einer kuriosen, alten Form der politischen Willensbildung. Die Theatermetapher ist hier zentral:

Das Schauspiel einer englischen Wahl wird nur noch in kleinen Provinzialstädten aufgeführt, wo [...] das Wahlfeuer noch nicht auf jene eisige Apathie millionenfachen Unglücks oder doch unvereinbarer Interessen stößt, die die Flamme dämpft, statt sich von ihr entzünden zu lassen. Wer in London lebt der wähle Brentford, wenn er das Bild einer englischen Wahl mit in die Heimath nehmen will; er findet da noch die gute alte Zeit mit ihrem Reiz und ihrem – Unsinn (104).

Fontane will die gute alte Zeit, also wählt er Brentford, einen Vorort im Westen der „Riesenstadt“ London. Und er wählt nicht den Wahlkampf oder die Abstimmung selbst, sondern jene Versammlung am Tag nach der Stimmauszählung, auf der der „Grafschafts-Sheriff“ feierlich das Ergebnis verkündet. In Großbritannien seien die Politiker nämlich, so erklärt Fontane seinem preußischen Publikum, „durch Sitte oder Gesetz verpflichtet [...], auf die oft dümmsten Fragen eines bunt zusammengewürfelten Haufens Red’ und Antwort zu stehn. Das Ganze ist ein so

prächtiges Stück von Volkssouveränität, wie es nur irgendwie und wo gewünscht werden kann“ (105f.). Zunächst nennt er die Figuren des „Schauspiels“:

Lord Grosvenor und Mr. Osborne; jener ein Whig aus der alten Schule, energisch nur in seiner Feindschaft gegen alles, was Tory heißt, – dieser ein Freund und Geistesverwandter des alten Radikalen Hume, des „Vaters der Reformbill.“ Lord Grosvenor und Mr. Osborne waren auch diesmal wieder gewählt, der letztere jedoch mit einer kaum nennenswerthen Majorität. Vielfach während der Zählung hatte sich die Waage zu Gunsten seines Nebenbuhlers, des Marquis von Blandford, eines eifrigen Derbitten und früheren Vertreters von Woodstock geneigt, und nur die Anhänglichkeit des Städtchens Brentford selbst hatte schließlich die Wiederwahl des „Volksmannes“ gesichert (105).

Warum schildert Fontane nur das bizarre Nachspiel dieser wichtigen Wahl von 1852? Und warum nennt er Namen, politische Bewegungen („Derbitten“) und Gesetzesvorhaben („Reform Bill“), ohne sie seinen deutschen Lesern wenigstens kurz zu erläutern? Erst in einem Speicher des Berliner Westhafens habe ich das verstanden. Dort befindet sich nämlich das Zeitungsarchiv der Preußischen Staatsbibliothek, und eine Durchsicht der *Adler-Zeitung* des Jahres 1852 erbrachte einen für mich überraschenden Befund. Denn das nur vierseitige Tageblatt bot in fast jeder Ausgabe ausführliche Berichte, exzerpiert aus der britischen Presse, über die Parlamentsdebatten und die Wahlen. Politisch interessierte Berliner konnten sich also gut informieren, über Redebeträge des „Volksmanns“ Osborne oder Anhänger des konservativen Premierministers, des 14. Earl of Derby, ja sogar über Details von Josephs Humes Gesetzesvorschlag zur Wahlrechtsreform („Reform Bill“).<sup>11</sup> Der Fall zeigt, dass man Fontane immer im journalistischen Kontext seiner Zeit lesen muss.

Sein Beitrag über die „Middlesex-Wahl“ erschien freilich „unter dem Strich“, der in der *Adler-Zeitung* die nüchternen tagespolitischen Berichte vom eher unterhaltsamen Feuilleton trennte. Das entsprach wohl auch dem Selbstverständnis des Auslandskorrespondenten. Fontane wollte keine ephemeren Protokollnotizen liefern, sondern anschauliche, oft geradezu novellistisch pointierte Impressionen zu Papier bringen. Und so gipfelt seine Schilderung des fast wie zu einem „Laubhüttenfest“ herausgeputzten Brentford mit seinen Girlanden, Fahnen und Wahlplakaten in einer wilden Szene vor der Rednertribüne. Nachdem der ältliche Lord Grosvenor gesprochen hat, „undeutlich und sehr lange“ (108), betritt der „Volksmann“ Osborne die Bühne, um dem „Volk“ zu danken:

---

<sup>11</sup> „Sie verlangt das Stimmrecht für jeden Volljährigen, der seine Armentaxen zahlt und ein Jahr lang in ein und demselben Hause gewohnt hat. Sie verlangt ferner geheime Abstimmung und bloß [!] dreijährige Parlamente.“ *Preußische Adler-Zeitung* (30. März 1852) 385.

Er wird wie eine Tänzerin empfangen, die fünf Monate auf Urlaub war und zum ersten Male wieder die Wunder des großen Zehen vor ihren alten Freunden entfaltet; es ist nicht Huldigung mehr, es ist Raserei. Und in der That, Mr. Osborne hat Anspruch auf diesen Beifallsjubel: er tanzt die englischen National-Tänze, daß es eine Freude ist, und seine Rede wimmelt von „großer Nation“ und „ehrenwerthen Gentlemen“, von „Freihandel“ und „billigem Brot“, – da widerstehe, wer kann! (110)

Das klingt witzig und lässt sich durchaus, wie von der „Centralstelle“ gewünscht, als „Polemik gegen demokratischen Unsinn“ lesen. Erst der Vergleich mit dem ausführlichen Bericht in der *Times* vom 24. Juli 1852 (oder mit der deutschen Kurzfassung in der *Preußischen Adler-Zeitung* vom 29. Juli) zeigt, wie radikal Fontane die dort detailliert präsentierten Positionen Osbornes verkürzt, wie er die Szene entpolitisiert hat. Ähnliches gilt für die lange Rede des knapp unterlegenen Tory. Bei Fontane dient sie nur zur Vorbereitung einer feuilletonistischen Pointe:

[...] der Marquis von Blanford [...] ist vorgetreten, um der Versammlung kaltblütig zu versichern: „daß er und seine Sache das nächste Mal die Sieger sein würden.“ Aber weiter bringt er's nicht; zwar spricht er noch und versucht seine Stimme in allen Tonlagen, jedoch umsonst. [...] Was menschliche Organe je erfanden, um ihre Verachtung auszudrücken, vereinigt sich hier zu einem Monster-Konzert; unsere vaterländischen Katzenmusiken sinken zu bloßen Stümpereien herab, oder erheben sich vergleichsweise zum Wohlklang einer Symphonie. Die Pfeife ist natürlich das Grundinstrument, aber auch das englisch-nationale Grunzen findet seine Virtuosen, und die zahllosen Mäuler unzähliger alter Weiber blasen [...] dem unglücklichen Marquis ihr hämisches A, E, I, O, U ins Gesicht. (110f.)

Der alte Tory hat, so Fontane, die ungebildete Volksmenge mit dem zivilisierten „Unterhause“ verwechselt. Das ist die Lektion dieser Szene: Ein Politiker muss wissen, zu wem er spricht – und wie. Am Kapitelende verschärft Fontane den Ton, und mir scheint, als verstecke er hinter dem Ärger über das veraltete „Schauspiel“ solch eines Volksklamauks auch eine verkappte Kritik am britischen und preußischen Wahlrecht:

Was soll diese Farce? Mag's immerhin recht sein, voll Mißtrauen auf die Superklugheit der Jungen zu blicken, dies Mißtrauen darf nicht zum Freibrief für all und jeden Nonsens vergangener Jahrhunderte werden. Der ganze Akt ist ein Widerspruch. In Ländern, wo alle Stimmen gleich schwer wiegen [anders als in Preußen mit seinem Dreiklassenwahlrecht], mag dies „Aufwarten“ vor versammeltem Volk einen Sinn haben, aber sinnlos ist es, und für den besiegten Kandidaten ein Martyrthum, um nichts und wieder nichts sich einer, in den meisten Fällen bezahlten Rotte in solcher Weise Preis zu geben, einer Genossenschaft, die außerhalb des Wahlrechts stehend [Arme konnten in England nicht wählen], wie auf Abschlag nur mit dem Schimpfrecht ausgestattet zu sein scheint und allerdings versteht, den weitesten Gebrauch davon zu machen. Weg mit solchem Plunder! (112f.)

Fontanes politische Haltung ist hier wie anderswo schwer zu durchschauen. Jedenfalls hielt er von fingierter Volksnähe ebenso wenig wie von pöbelhafter Politikerbeschimpfung. Und sein Plädoyer für eine gesunde Mitte zwischen reaktionärem Traditionalismus und „superkluger“, aber geschichtsvergessener Reformwut ist hier schon schemenhaft zu erkennen. Vier Jahrzehnte später sollte er es im *Stechlin* effektvoller gestalten – mit den Mitteln des Romans.

### **Mammonsteufel, Repräsentationsgelüst und die Ohnmacht des Parlaments**

Im Londonbuch von 1854 bildet das Nachspiel zur Middlesex-Wahl den längsten Beitrag zum Thema des politischen Systems. Aber auch anderswo ist von der Macht oder besser gesagt der Ohnmacht des Parlaments die Rede. Im Kapitel über „Die Manufaktur in der Kunst“ heißt es zum Beispiel: „Was England beherrscht, und zwar mehr als sein Parlament, das ist die Mode“ (72). Und im 33. Kapitel, das Fontane wohl erst nach seiner Rückkehr in Berlin schrieb, reagiert er auf landläufige Ansichten, dass es mit dem britischen Weltreich nicht zum Besten stehe:

es ist das gelbe Fieber des Goldes, es ist das Verkaufsein aller Seelen an den Mammonsteufel, was nach meinem innigsten Dafürhalten die Axt an diesen stolzen Baum gelegt hat. [...] Weder Volk noch Parlament, weder Adel noch Geistlichkeit beherrschen England, sondern die Herren in Liverpool und in der City von London. [...] Ein Gewinn in Aussicht gestellt und die City von London geht mit jeder Dynastie. (250–52)

Im vorletzten Kapitel schließlich macht Fontane den gewagten Versuch, „Parallelen“ zu ziehen „zwischen deutschem und englischem Wesen“. Dabei kommt er zu stereotypischen Urteilen, die seinem Publikum in den politisch und wirtschaftlich rückständigen deutschen Staaten gefallen mussten. „England und Deutschland“, behauptet er da, „verhalten sich zueinander wie Form und Inhalt, wie Schein und Sein“ (264). Das überall sichtbare „Repräsentationsgelüst“ der Briten sei freilich auch eine Begabung: „der allerunbedeutendste Engländer hat mehr Form, Haltung *und* Rednertalent, als ein ganzes Kollegium deutscher Stadträte zusammengenommen“ (266). „Form, Haltung und Rednertalent“: inwieweit dieser Habitus die Folge oder Ursache eines lebendigen parlamentarischen Systems sein könnte, ist eine auch heute interessante Frage. Fontane beantwortet sie so: „Ich glaube, daß eine Wechselwirkung stattfindet, und daß in demselben Maße wie jenes Repräsentationsbedürfnis einst die Parlamente schuf, diese hinwiederum das Bedürfnis und die Begabung zu jener Höhe gesteigert haben, auf der wir sie jetzt erblicken“ (266f.).

## Whigs und Tories: Das Neue und das Alte

Soviel zum Niederschlag des britischen Parlamentarismus in Fontanes Frühwerk. Auch später hat er sich direkt oder indirekt an der Vermittlung politischer Nachrichten aus dem „Land der Preßfreiheit, der Debattier-Klubs und der volksnahen „politischen Bildung“ beteiligt. Zuerst von September 1855 bis Januar 1859, als er der preußischen Gesandtschaft in London attachiert war und einen Pressespiegel aus den englischen Tageszeitungen für die heimischen Blätter zusammenstellen musste. Und von 1860 bis 1870, in Berlin, war er als Redakteur der erzkonservativen „Kreuzzeitung“ dafür zuständig, vermeintliche (unechte) Korrespondenzartikel aus London zu produzieren, indem er britische Zeitungen ausschaltete. In diesen hybriden Texten ist Fontanes eigene Meinung notorisch schwer zu ermitteln; man müsste jeden englischen Quelltext direkt und detailliert mit Fontanes redigierender Übersetzung vergleichen.

Aber die 1860er waren ohnehin, so erinnert sich der alte Fontane, „auf England hin angesehen, stille Zeiten, alles Interesse lag bei Frankreich oder bei uns selbst“.<sup>12</sup> Er interessierte sich damals vor allem für die Abfassung der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, auf die ihn seine Reisebücher aus London (1854) und Schottland (1860) vorbereitet hatten. Auch seine *Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Presse* hatte er 1860 in Form von Vorträgen und dann in dem Band *Aus England* veröffentlicht. Da finden sich weitere Beobachtungen zur politischen Kultur Großbritanniens, vor allem eine überaus kenntnisreiche Artikelserie über die britische Presse, die vierte Gewalt im Königreich. Im Frühjahr 1860 hielt Fontane auch einen Vortrag über die „Whigs und Tories“, also die eher fortschrittliche und die konservative Parteiströmung in der Geschichte des Parlaments. Deren Symbiose sei nun durch die radikale Partei um Richard Cobden und John Bright gefährdet. Für Fontane ist ein buntes Mehrparteiensystem kein erstrebenswertes Modell. Im Gegenteil: Er plädiert für „die Rückführung der Parlamentsmaschine auf ein einfaches Balanciersystem, d. h. auf zwei Parteien und nicht mehr. [...] die Wiederherstellung zweier Parteien, die sich bekämpfen und ablösen, wird dem Lande Ruhe, Gesundheit, Festigkeit wiedergeben.“<sup>13</sup> Und dann schließt er seinen Vortrag, indem er die beiden traditionellen Parteien als bloße Symbole einer vermittelnden Grundhaltung jedes Menschen deutet: „Sei jeder von uns ein Whig auf dem Wege zu fortschreitender Erkenntnis, aber in des

<sup>12</sup> Theodor Fontane, *Unechte Korrespondenzen*. Bd. 1: 1860–1865, hrsg. Heide Streiter-Buscher (Berlin: de Gruyter, 1996) 13.

<sup>13</sup> Theodor Fontane, *Politik und Geschichte*, hrsg. Charlotte Jolles. *Sämtliche Werke*, Bd. 19 (München: Nymphenburger Verlagsbuchhandlung, 1969) 258.

Herzens Liebe und Treue ein Tory“ (263). Fast vierzig Jahre später legt er im berühmten 29. Kapitel des *Stechlin* der schönen Gräfin Melusine eine noch stärker verallgemeinerte Variante dieses Bekenntnisses in den Mund: „Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben“ (320).

Damit könnte ich schließen. Aber das wäre zu billig. Sind solche schönen Sätze nicht bloß stilistisch ausgefeilte, aber inhaltlich vage Pläsierlichkeiten? Typisch versöhnliche Fontanefloskeln? Der Dichter Gottfried Benn hat das so gesehen. Für Benn, der nach seiner kurzen Begeisterung für die Nazis angewidert (und angefeindet) in die „innere Emigration“ ging und als Oberstabsarzt in Hannover von 1935 bis 1937 einige seiner schönsten Gedichte schrieb – für diesen vereinsamen Dichter war die Dialogkunst und das Versöhnliche in Fontanes Werk ein großes Ärgernis. Dieses „Pläsierliche“, notierte er, „ein Präservativ der Moral, eine Hemdsärmeligkeit des Charakters, eine fritzisch-freiheitliche Form des Stils, exerziert nach allround und commonwealth, ist schwer zu durchschauen.“<sup>14</sup>

Damit hat Benn wohl Recht. Aber ist die pläsierliche Konversation oder das hemdsärmelig freiheitliche Streitgespräch wirklich immer ein „Präservativ der Moral“? Zudem wusste der Dr. Benn als Facharzt für Geschlechtskrankheiten doch, dass ein Kondom seinen Zweck hat. Im Ausbruch der Leidenschaften verhütet es ungewollte Folgen. Eins ist jedenfalls richtig: Verantwortungsvolle Streitgespräche in Gremien und Parlamenten müssen mehr bewirken, als eine „Moral“ zu konservieren oder politisch korrekte Sprachregelungen zu exekutieren. Und wenn die Volksvertreter keine Verlautbarungsprosa absondern, sondern – ohne in vulgäre Plattitüden zu verfallen – ihrem Volk in möglichst freier Rede aufs Maul schauen, dann setzt das Parlament dem ungeschützten Verkehr an dumpfen Stammtischen und dunklen Hinterzimmern die streitbare, aber geregelte Debatte als eine Art seriöser Kohabitation entgegen. Und darauf liegt Segen. Das gilt im Übrigen auch für die unteren Ebenen demokratischer Willensbildung: im Stadtrat, in der Institutssitzung, im Verein und im Kirchenvorstand.

---

<sup>14</sup> Bei Thomas Mann stehe dagegen „fühlbar umfassend hinter allem das Unpläsierliche [...], dem Fontane durchgehends causierend und vielfach redensartlich sich entzieht. Fontane wurde beruhigt durch die Geschichte, und die Geschichte beruhigte in seinen Augen alles; was trotzdem noch wankte und litt, stand außerhalb seines prussifizierten Herzens.“ „Fontane“, *Sämtliche Werke*, hrsg. Gerhard Schuster. Bd. IV *Prosa 2* (Stuttgart: Klett-Cotta, o. J.) 344f. Benn schrieb dies im Winter 1944 in Landsberg an der Warthe, in Erwartung der sowjetischen Offensive.